

## Die Matrosen

Nur wenige der Männer schlugen die gleiche Richtung ein wie die beiden Brüder. Hugo war sich sicher, dass die MG-Nester an den Talzugängen, in denen auch die kleinen Bestände an panzerbrechenden Waffen gelagert waren, bereits in der frühen Nacht überfallen und zerstört worden waren. Anders war es nicht zu erklären, dass keinerlei Warnung ihr Lager erreicht hatte.

Nach vielen Stunden gehetzten Marschierens fanden sie erst am späten Nachmittag den Mut zu einer Rast. Der Gefechtslärm in ihrem Rücken war seit geraumer Zeit fast völlig verstummt. Nur vereinzelt waren weit entfernt kurze Feuerwechsel zu hören. Hin und wieder erinnerte sie ein leises Brummen in der Luft an das Gemetzel, dem sie knapp entronnen waren. Während der ersten Minuten ihrer Flucht hatten sie sich atemlos darauf verständigt, erst einmal weiter nach Nordosten in die dichten Wälder des Donon vorzudringen. Seitdem hatten sie kein Wort mehr miteinander gewechselt. An einer kleinen Quelle, die sie auf der Höhe eines Bergrückens am Fuße eines großen, über die Buchen und Kiefer hinausragenden Felsens entdeckten, entschieden sie sich für eine längere Rast. Erschöpft an Buchenstämmen gelehnt, Rucksäcke und Karabiner in Reichweite schauten sie sich in die immer noch entsetzten Augen. Henri ergriff als erster das Wort.

„Was sollen wir jetzt machen Hugo?“

„Ich weiß es nicht Henri. Im Moment scheinen wir weit genug weg von den Faschisten zu sein.“

Hugo wischte sich mit einer müden Geste über das Gesicht. Sie waren ohne Pause marschiert und hatten Straßen, Forstwege und alle lichtereren Waldgebiete gemieden. Seit Stunden stapften sie in ständigem Wechsel bergan, bergab durch den mit tiefem Moos, hohem Farn und dichtem

Unterholz bewachsenen Mischwald des Donon. Immer wieder zerrten dornige Brombeerranken an ihren Kleidern.

„Wir müssen etwas essen und uns ausruhen.“ Hugo zog seinen Rucksack zu sich heran. „Für wie viel Tage reicht unser Proviant Henri, was meinst du?“

„Für höchstens zwei Tage. Vielleicht drei, wenn wir sehr sparsam damit umgehen.“ Er legte den Mantel und die Decke beiseite und griff nach dem Karabiner. „Wir haben auch kaum Munition. Vielleicht fünfzig Schuss.“

„Ich hoffe, wir werden keinen davon abfeuern müssen, solange wir auf uns gestellt sind.“

Er zog eine zerfledderte Vogesenkarte aus einer der Rucksacktaschen und breitete sie vorsichtig auf dem moosbewachsenen Felsen vor sich aus. Henri rappelte sich mühsam auf, um seinem Bruder über die Schulter zu schauen. Den Karabiner lehnte er an den Baum.

„Das klügste wird sein, wir schlagen uns Richtung Nancy durch und schließen uns dort den Alliierten an. Das sind zwar nur knapp hundert Kilometer, aber unter den gegenwärtigen Bedingungen müssen wir mit wenigstens vier bis fünf Tagen rechnen. Wir müssen nach Westen. Hier siehst Du? Wir marschieren erst einmal parallel zum Rabadeau nach Norden. Unterhalb des Col du Donon, etwa hier, orientieren wir uns an diesem kleinen See. Dann weiter Richtung Vexaincourt. Wenn wir die Landstraße nach Raon-l'Étap hinter uns haben, können wir es schaffen.“

„Dazu brauchen wir mehr Proviant. Dieses quer durch den Wald marschieren kostet viel Kraft. Ohne ausreichendes Essen klappen wir irgendwann zusammen.“

Henri war aufgestanden und wühlte in seinem Rucksack. Während Hugo nachdenklich die Karte zusammenfaltete und in seiner Jackentasche verstaute, schaute er schweigend seinem jüngeren Bruder zu, der dabei war, sich mit

Decke und Mantel so gut wie es ging, ein Lager zurechtzurücken.

„Ja. Du hast Recht. Lass uns versuchen, ein paar Stunden zu schlafen. Wie es aussieht, bekommen wir eine sternenklare Nacht. Die sollten wir nutzen und zuerst einmal so viele Kilometer wie möglich zwischen uns und die Deutschen bringen. Es gibt hier eine ganze Reihe von kleinen Dörfern und Weilern. Hast ja gesehen auf der Karte. Wir nutzen die Stunde vor der Dämmerung und statten einem Bergbauern einen Besuch ab.“

Wie er seinen kleinen Bruder beobachtete, der Brot und Käse aus dem Rucksack kramte, wurde ihm ganz rührselig ums Herz. Fast wäre er hinübergangen und hätte ihn in den Arm genommen. Stattdessen begann auch er damit, sich aus Decke und Mantel ein Lager auf dem weichen Moos herzurichten.

„Ja, etwas essen und paar Stunden schlafen, damit wir wieder zu Kräften kommen. Ich bin völlig fertig. Und ich krieg die Gedanken an die Kameraden nicht aus dem Kopf.“ Er teilte eine Rübe und schnitt zwei dicke Scheiben Brot herunter. „Hier Hugo, Brot und Käse und eine halbe Steckrübe.“

Nachdem beide Brüder für eine Weile still ihren Gedanken nachgehungen waren, stand Henri auf, um aus der wenige Schritte entfernten Quelle ihre Feldflaschen zu füllen. Sie hatten ganz andere Sachen durchgestanden, ging ihm durch den Kopf. Während ihres Gewaltmarsches hatte er fast nur an seine Franziska gedacht und an die kleine Familie, die sie in der nahen Zukunft sein werden. Es konnte gar nichts schief gehen.

Nach wenigen Stunden tiefen, erschöpften Schlafes machten sich die Brüder im Dunkel der frühen Nacht wieder auf den Weg. Am sternenklaren Himmel spendete ihnen ein

fast voller Mond ausreichend Licht, um langsam aber stetig voranzukommen. Erleichtert stellten sie fest, dass entgegen ihrer Befürchtung, die deutsche Feldkommandantur würde weitflächig die Wälder nach geflohenen Widerständlern absuchen, nirgendwo Militär unterwegs war. Das Marschieren quer durch die Wildnis der Vogesen, noch dazu im fahlen Licht des Mondes, forderte ihnen immer öfters kleine Pausen ab. Lediglich bei den Überquerungen der Straße zum Val de Senones und der Landstraße bei Vexaincourt nutzten sie für ein paar hundert Meter die öffentlichen Straßen, um einen guten Einstieg am gegenüberliegenden Waldrand zu finden. Und das auch nur, wenn nach ausreichender Beobachtung aus der Sicherheit des dunklen Waldes heraus kein Risiko bestand. Gegen drei Uhr morgens machten Sie Rast in der Nähe eines kleinen Sees, dessen vom Mondlicht spiegelnde Wasserfläche Henri von der Spitze eines Felsens aus entdeckt hatte.

„Wenn ich nicht völlig falschliege, lassen wir morgen die Berge hinter uns. Aber erst geht es noch einmal ordentlich hoch. Wir müssten bald auf eine kleine Waldstraße stoßen. Wenn wir ihr eine Weile nach Nordwesten folgen, treffen wir auf einige kleine Weiler. Vielleicht können wir noch vor der Dämmerung unsere Vorräte auffüllen.“

Hugo stellte seinen Rucksack an einer mächtigen Buche ab. Besorgt schaute er zu seinem Bruder, der völlig erschöpft zu Boden gesunken war. „Eine viertel Stunde, dann müssen wir weiter. Ich traue dem Braten nicht. Es ist gegen die Natur der Faschisten, sich nur mit einem Teil der Beute zufriedenzugeben.“

„In Ordnung Hugo. Eine viertel Stunde.“

Henri ließ den Kopf nach hinten auf den Rucksack sinken, mit dem er sich gegen einen Baum lehnte. Hugo befürchtete schon, sein Bruder wäre eingeschlafen, als der seinen Kopf hob und ihn liebevoll nachäffte. „*Es ist gegen die Natur der*

*Faschisten, sich nur mit einem Teil der Beute zufriedenzugeben‘... Hugo, ich sage Dir eine große Zukunft als Schriftsteller voraus. Du solltest unbedingt Bücher schreiben.“*

Hugo kannte seinen kleinen Bruder gut genug, um auch in der Dunkelheit das spitzbübische Grinsen in dessen Gesicht zu sehen.

Nach einem anstrengenden Aufstieg fiel das Gelände endlich sanft, aber stetig ab. Zwei Stunden nach ihrer letzten Rast erreichten sie eine parallel zu einem Bach verlaufende Talstraße und entschieden sich nach kurzer Überlegung, ihr im Schutz des Waldes weiter in nordwestlicher Richtung zu folgen. Von deutschen Soldaten war weit und breit nichts zu sehen. Sie hatten fast die Hoffnung aufgegeben, noch an diesem Morgen auf eine Siedlung zu treffen, als hinter hohem Brombeergestrüpp der dunkle Schemen eines Bauernhauses auftauchte. Dahinter ein weiteres Steinhaus mit Hof. Sie waren auf einen Weiler gestoßen. Vorsichtig wählten sie eine höher gelegene Stelle und beobachteten die Siedlung eine Weile. Es waren keine Hinweise auf deutsche Soldaten zu erkennen.

„Wenn wir noch länger warten, kommt die Dämmerung und wir müssen uns den ganzen Tag in den Wald zurückziehen.“ Flüsterte Hugo seinem Bruder zu. Henri nickte.

„Dann lass uns schauen, ob es etwas zu holen gibt für uns. Meist haben diese Bergbauern selbst gerade so viel, um nicht zu verhungern.“

Im Schatten der ersten Hauswand verharrten sie kurz und verständigten sich darauf, bis zu einem kleineren Gebäude weiterzugehen, an dessen rückwärtiger Seite ein umzäunter Hof zu erkennen war. In geduckter Haltung huschten sie von Haus zu Haus, bis sie im schützenden Schatten des kleineren Gebäudes angekommen waren. Geduldig lauschten sie eine Weile in die dunkle Stille des schlafenden Dorfes. Wie vermutet befand sie sich an der Rückseite des aus großen

Sandsteinquadern gemauerten Hauses eine Tür, durch die man über zwei Stufen in das Haus gelangte. Der Hof war schulterhoch umzäunt und diente dem Geruch nach der Haltung von Hühnern. Links neben der Tür befand sich ein niedriger Holzschuppen, wahrscheinlich der Stall für die Vögel. Vorsichtig überstiegen sie den Holzzaun und bewegten sich so lautlos, wie es ihre Erschöpfung zuließ, auf die Hintertür und den Hühnerstall zu. Kaum hatte Hugo die Türklinke in der Hand, als der Schuppen mit lautem Gekacker zum Leben erwachte. Instinktiv wandte er sich wieder dem Holzzaun zu, als ihn Henri am Arm packte und ihn unter das Fenster rechts neben der Tür zog. Beschwörend hielt er den rechten Zeigefinger vor seinen geschlossenen Mund.

Im Haus blieb es still und viel schneller als befürchtet beruhigten sich die Hühner. Rasch schlüpfen sie so leise wie möglich durch die unverschlossene Tür ins Innere. Die Gerüche im Haus wiesen Hugos Nase den Weg zur Küche, die sich im vorderen Teil des Hauses befinden musste. Er hoffte inständig, dass sie dort auch eine kleine Vorratskammer finden würden und nicht das ganze Haus nach Lebensmitteln absuchen mussten. Hugo war sich nicht sicher, ob ihr Vorrat an Glück noch für ein Zusammentreffen mit den Bewohnern des Hauses ausreichen würde. Wie Blinde tasteten sie sich durch die Dunkelheit des engen Flurs in die Richtung, in der sie die Küche vermuteten. Vorsichtig schob Hugo die Tür auf, hinter der sie die Küche vermuteten. Im fahlen Mondlicht, das durch das Fenster in den Raum fiel, erkannten sie einen Geschirrschrank und einen Herd. In einer Ecke war eine gemauerte Kammer zu erkennen, auf die sie sich langsam und geräuschlos zubewegten.

„Gewehre fallen lassen und hoch mit den Händen, sonst befördere ich Euch sofort in die Hölle, wo ihr hingehört, ihr scheiß Bosch. Seit wann habt ihr es nötig die Nacht

abzuwarten und heimlich in unsere Häuser einzudringen, um uns unser Hab und Gut zu stehlen? Na los, dreht Euch um.“

Kraftlos ließen sie die Karabiner fallen und drehten sich langsam mit erhobenen Händen um. In der Küchentür stand ein wütender alter Mann mit einem Jagdgewehr im Anschlag.

„Und woher nehmt ihr den Mut, nur zu zweit hier aufzutauchen? Ihr seid doch nicht etwa Fahnenflüchtige?“

In den barschen Ton mischte sich ein Hauch von Hoffnung, nicht bis zum Äußersten gehen zu müssen.

„Ihr seid offensichtlich kein deutschfreundlicher Elsässer.“ Henri hatte als erster seine Stimme wiedergefunden.

„Wie kann ein Elsässer deutschfreundlich sein, bei allem, was ihr uns in den letzten Jahren angetan habt?“ Der alte Mann trat einen Schritt weiter in die Küche. „Setzt euch da an den Tisch und haltet eure Hände auf der Tischplatte, damit ich sie gut sehen kann.“

Entmutigt und am Ende ihrer Kräfte ließen sie sich hinter dem großen Küchentisch auf der grob gezimmerten Eckbank nieder. Hugo ergriff das Wort. „Wir sind auf der Flucht vor den Deutschen und kommen aus einem Nebental des Rabadeau. Dort hatten wir uns dem Maquis angeschlossen.“

Der Alte hörte geduldig zu, ließ aber die Waffe keinen Millimeter sinken. Mit einer energischen Kopfbewegung forderte er Hugo auf, weiterzureden.

„Wir waren in einem Lager mit hunderten gut bewaffneten Widerstandskämpfern. Sogar englische Fallschirmspringer waren unter uns. Aber wir wurden ausspioniert. Die Deutschen haben ein grausames Exempel statuiert. Sogar mit Kampffliegern sind sie uns auf den Leib gerückt. Die haben uns regelrecht aus dem Wald gebombt und ich weiß nicht,

was sie in den umliegenden Dörfern angerichtet haben. Wir konnten fliehen und haben uns in die Wälder geschlagen.“

Während Hugo in knappen Sätzen von der Zerschlagung des Widerstandszentrums und von ihrem Vorhaben, in den nächsten Tagen die Truppen der Alliierten zu erreichen berichtete, ließ der Hauspatron die Waffe langsam sinken und sah die beiden müde und nachdenklich an.

„In Ordnung, ihr könnt hierbleiben. Aber nur diese eine Nacht.“ Über die Schulter rief er: „Marie! Du kannst kommen. Hier ist alles in Ordnung.“ Wieder den beiden Brüdern zugewandt, stellte er fest: „Ihr müsst großen Hunger haben.“

Während die junge Frau nach kurzem Gruß Brot und Wurst auftrug, setzte sich der Alte zu ihnen und schlug ihnen vor, sich bis zum Einbruch der Dunkelheit des kommenden Tages im Haus versteckt zu halten. Für zwei, drei Tage könne er sie auch mit Proviant ausstatten. Sie könnten im Zimmer gegenüber der Küche das Ehebett des von den Deutschen zwangsrekrutierten Sohnes nutzen. Aus Sicherheitsgründen würde er schon seit längerem mit seiner Schwiegertochter und seinem Enkel in einem Raum schlafen. Dankbar bedienten sich die beiden Brüder von dem aufgetischten Essen und teilten sich eine Flasche Wein. Am Ende ihrer Kräfte, aber voller Hoffnung auf die nächste Nacht, in der sie hofften, auf Einheiten der Alliierten zu stoßen, fielen sie im Bett des Sohnes innerhalb weniger Minuten in tiefen Schlaf.

Keine zwei Stunden später, im Zimmer war es schon hell, wurden sie von mehreren Karabinersalven aus dem Schlaf gerissen. Vor dem Haus hörten sie wütend gebellte deutsche Kommandos. Sekunden nachdem sie in ihre Kleider und Schuhe geschlüpft waren, standen sie rechts und links des Fensters mit dem Rücken an der Wand. Mit schnellen

Blicken durch die vom Staub halb blinden Scheiben versuchten sie einen Eindruck von den Geschehnissen auf der Straße zu bekommen.

Die Schlafzimmertür wurde hastig geöffnet und der vor Aufregung wackelnde Kopf des Alten war zu sehen. „Ihr müsst sofort hier verschwinden. Wenn die euch hier finden, bringen die uns alle um.“ Er warf einen ängstlichen Blick zurück in den Flur. „Tut mir in Gottes Namen den Gefallen und verschwindet. Denkt an den Kleinen.“ Dann schlug er die Tür zu.

In diesem Moment wurde krachend die Haustür eingetreten. Mit lautem Gebrüll stürmten Soldaten in den Flur. „Alle auf die Straße, jüdisches Terroristengesindel, sonst knallen wir euch auf der Stelle ab!“

Hugo und Henri hörten, wie nacheinander alle Türen aufgestoßen wurde. Mit einem kurzen Blick durchs Fenster sahen sie, wie der Alte vor dem Haus auf den Boden gestoßen wurde. Gleichzeitig vernahmten sie auf dem Flur die flehentlichen Bitten der jungen Frau, wenigstens ihren Sohn zu verschonen. Bevor die beiden Brüder erkennen konnten, was genau mit den beiden geschah, wurde die Tür zu ihrem Zimmer aufgestoßen. Hugo feuerte zwei Schüsse ab. Der vordere Soldat wurde durch die Wucht des in seiner Brust einschlagenden Projektils zurück auf den Flur geschleudert. Schnell machte Henri einen Schritt nach vorne und schloss die Tür mit einem Tritt. Durch das Fenster konnten sie sehen, wie zwei Soldaten, Mutter und Sohn rücksichtslos und brutal auf die Straße zum Großvater trieb, während die beiden anderen ihren toten Kameraden an den Armen aus dem Haus zogen.

„In dem Haus sind Partisanen Herr Hauptsturmführer!“

Der Soldat schrie es quer über den Platz zu einer kleinen Gruppe Offiziere. Der Hauptmann, ein älterer untersetzter

Mann, drehte sich dem Rufer zu und löste sich einen Schritt von den anderen.

„Ausräuchern Unterscharführer. Ungeziefer räuchert man aus. Und denken Sie an den Hinterausgang.“

In dem Befehl klang mehr Bitterkeit als Schärfe mit. Der Grauhaarige wandte sich wieder dem Gespräch in der Gruppe zu. Mit kurzen Blicken aus dem Fenster sahen die Brüder, wie die Soldaten nach und nach in die umliegenden Häuser eindringen und alle Bewohner auf dem kleinen Platz vor der Kirche zusammentreiben. Auf einer Seite die Frauen und Kinder, auf der anderen alle arbeitsfähigen Buben und Alten, die schon oder noch einen Spaten bedienen konnten. Alle Männer im wehrfähigen Alter waren längst zur Absicherung des Schutzwalls-West zwangsrekrutiert oder in einer früheren Aktion zu Schanzarbeiten zwangsverpflichtet worden.

Während Hugo und Henri fieberhaft überlegten, wie sie aus dieser Mausefalle entkommen konnten, sahen sie, wie der Unteroffizier hasserfüllt zu ihnen herüberschaute.

„Müller, hol mal einen Benzinkanister aus dem Hanomag. Wollen doch mal sehen, wie widerstandsfähig die Kakerlaken sind.“

Sie hatten das Bett zur Zimmertür hin gekippt und saßen mit dem Rücken zur Wand, rechts und links neben dem Fenster.

„Scheiße, Scheiße, Scheiße. Wie kann man nur so viel Pech haben.“ Henris feuchte Augen hetzten von der verbarrikadierten Tür zum Fenster, huschten über Hugos Gesicht und waren wieder an der Tür.

„Wir müssen hinten raus und durch den Hühnerstall. Und schnell, bevor sie Soldaten nach hinten schicken.“ Hugo versuchte Zuversicht zu vermitteln.

„Die schießen uns vom Zaun wie die Gipsröhrchen in einer Schießbude auf dem Brezelfest.“

„Jetzt hör auf zu lamentieren und komm, bevor die das ganze Dorf umstellt haben.“

Gerade als Hugo sich aufrichten wollte, zertrümmerte ein offener Benzinkanister eine Fensterhälfte, flog durch das Zimmer und prallte von dem Bett ab. Beinahe zeitgleich schoss eine gewaltige Stichflamme durch den Raum und setzte das Bett, den Schrank und den Fußboden in Brand. Damit war der Fluchtweg zur Rückseite des Hauses versperrt. Binnen weniger Minuten hatte das Feuer sämtlichen Sauerstoff in dem Raum verbraucht. Dicker Qualm drang in die Lungen der beiden Brüder. Unter Aufbietung der letzten Kräfte öffnete Hugo schwer hustend das zerborstene Fenster und zerrte den bewusstlosen Henri in die Höhe, um ihn wie einen Sack Kartoffeln über den Fenstersims zu kippen. Dann zog er sich auf die Fensterbank hoch und sprang vor das Haus.

Als wenige Augenblicke später Soldaten die leblosen, inzwischen gefesselten Brüder in Richtung Kirche schleiften, griff der Grauhaarige ein zweites Mal ein. Diesmal kam er über die Straße und schaute sich seine Beute genauer an. „Das sind Deutsche. Schafft die beiden in die Scheune, aber sorgt dafür, dass sie wach bleiben.“

In den wenigen Momenten, in denen Hugo aus seiner Ohnmacht auftauchte, spürte er nur Schmerz. Die kleinste Bewegung, das schiere Atmen, bereiteten ihm unerträgliche Qualen. Nach stundenlangen Verhören, in deren Verlauf sie ihm Finger, Schienbeine, Knie, Rippen und Schambein zertrümmerten, ihm immer wieder ins Gesicht schlugen, hatte er alle Hoffnung aufgegeben. Der Anblick seines geschundenen kleinen Bruders brachte ihn fast um den Verstand und er war fast dankbar, dass Henri nicht mehr aus der Bewusstlosigkeit aufwachen wollte. Er dankte dem Himmel,

dass sie über keine Informationen verfügten, die ihre Folterknechte nicht schon besaßen.

Wieder sank er in die dunkle Stille der Ohnmacht. Ein Schwall eiskaltes Wasser entriss ihm dem Schutz der Bewusstlosigkeit. Aus einem Nebel von Schmerzen nahm er wahr, wie erst sein kleiner Bruder, dann er, rücksichtslos in die Höhe gezerrt und zum Dorfplatz geschleppt wurden. Dort waren mehrere Pfähle für Erschießungen errichtet worden. Eine Reihe Soldaten stand bereit. Tränen liefen ihm über die zerschundenen Wangen, als er Henris Schmerzensschreie hörte und an dessen ungeborene Tochter dachte.